Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 8

Artikel: Zum zweiten Zentar Johann Caspar Lavaters
Autor: Ernst, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759607

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum zweiten Zentenar Johann Caspar Lavaters

Von Fritz Ernst

„Noch sah ich jene majestätische Gestalt in vollster Lebenskraft, mit blitzendem Auge, überströmend von Witz, Frohsinn und Tiefsinn, nie finster, stets mild, und lieblich schäkernd mit mir, dem Knaben. O, es war eine schöne Zeit!"

J. C. v. Orelli i. J. 1841.

Am zweiten Zentenar von Johann Caspar Lavaters Geburt stehen wir ihm unstreitig ferner, als dies an seinem ersten Zentenar der Fall gewesen ist. Ich möchte in dieser Hinsicht auf einen Umstand hinweisen, der nicht zufällig, sondern bis zu einem gewissen Grad symbolisch sein dürfte. Im Jahr 1841 erschien in Zürich eine Auswahl seiner Schriften, in acht Bänden von zusammen über dreitausend Seiten, mit vollkommener Personen- und Sachkenntnis zusammengestellt vom Gründer der Zürcher Universität, Johann Caspar von Orelli. In diesem Jahr 1941 bewegt uns als reifste Gabe zu Lavaters Gedenken ein Bändchen von knapp hundert Seiten, herausgegeben vom Pfarrer am Zürcher Grossmünster, Oskar Farner. Es ist betitelt „Land! Land!", und enthält ausschliesslich Lavater-Worte, die also gegenüber Orellis Ausgabe auf weniger als den dreissigsten Teil zusammengeschmolzen sind*). Ja, Lavater steht uns ferner als vor hundert Jahren, aber er gehört gleichwohl zu uns. Wir können ihn nicht missen, weder für unsere Biographik, noch unsere Literatur, noch unsere Geschichte. Damit wir aber seiner ganz froh werden können, bedürfen wir heute ihm gegenüber eine durch den Gang der Entwicklung uns aufgenötigte Kritik. Lavater selber kann sogleich dies Argument zu seinen Gunsten anrufen: dass ihn noch kaum jemand ganz gelesen hat. Die Zahl seiner Publikationen — Predigten, Abhandlungen, Gedichte — übersteigt das gemeinhin Fassbare. Dazu kommt sein ungedruckter Nachlass, ein wahres Labyrinth, das noch keiner zu Ende durchschritten haben dürfte. Und all das kreist nicht

*) Siehe weitere Bemerkungen betr. diese Publikation in unserer Notiz über neueste Lavateriana in der Kleinen Rundschau am Schluss des Heftes.

um einen oder einige wenige Punkte: vielmehr fürchten wir, in einem Meer von Problemen und Beziehungen zu ertrinken. Aber eine gewisse Skepsis der heutigen Leser Lavaters beruht nicht immer auf einer völligen Unkenntnis, sondern zuweilen auch auf einer teilweisen Kenntnis Lavaters. So hochgespannt seine Ziele, so weitreichend seine Pläne, so unaufhörlich seine Anstrengungen gewesen sind, eins möchte ich, wie ungern immer, ihm doch absprechen: die Vollendung. Insbesondere als Denker und als Dichter waren ihm enge Grenzen gezogen. Das Dilettantische an ihm muss uns zuweilen ärgern. Schon seine Sprache weckt bei aller Beschwingtheit ernsthafte Bedenken. Wohl hat er sein Leben so gut wie ununterbrochen sprechend und schreibend zugebracht. Und doch ist die Zahl seiner Sätze, die uns bis auf den Grund der Seele überzeugen, sehr gering.

Nun aber ist es geboten, sachlicher zu werden und aus der Fülle von Lavaters Themen dasjenige herauszugreifen, das uns am ehesten in ein Gespräch mit ihm versetzen kann. Dieses Thema ist seine Religiosität. Wir brauchen absichtlich diesen unbestimmten Ausdruck für Lavaters Grundhaltung, die überall zu bemerken und nie ganz zu greifen ist. Unmöglich aber können wir verkennen, dass er Geistlicher von Beruf wie von Berufung war. An Aemtern hat er im wesentlichen nur die Waisenhauskirche und später den St. Peter verwaltet, aber christliche Lehre durchdringt alle seine Worte während seines ganzen Lebens. Freilich eine höchst persönlich gefasste christliche Lehre. Dass Christus in Lavaters religiösem Denken zentrale Stellung einnimmt, ist an sich ein allgemein protestantischer Zug, aber die ausschweifende und zugleich willkürliche Beharrlichkeit, mit der dies geschieht, macht Lavater zu einem Exponenten der ebendamals einsetzenden Gefühlsseligkeit. In anderer Beziehung, nämlich in einer stets angestrebten Berührung mit der Gottheit, erscheint er uns zunächst als Vertreter des Pietismus, mit dem er in der Tat Verbindungen unterhalten hat. Aber die Zudringlichkeit, mit der dies geschieht, macht Lavater zu einem Herold der Phantastik. Lavater war überzeugt, das zu besitzen, was er auf den Titel seines bekanntesten religiösen Werkes schrieb: „Aussichten in der Ewigkeit". Wir können unser Erstaunen nicht verbergen, wenn wir im Inhaltsverzeichnis dieser vier Bändchen, die von 1768 an erschienen, zur Kenntnis nehmen,

dass darin u. a. abgehandelt werden sollen: die Beweise für ein zukünftiges Leben überhaupt — der Himmel und die himmlischen Wohnungen — die Sprache im Himmel und seine gesellschaftlichen Freuden. Aber es kann uns danach nicht mehr erstaunen, wenn Lavater zu wissen glaubt, dass wir als Selige „Körper haben, Körper bewohnen, mit körperlichen oder sinnlichen Dingen umgehen" — dass dannzumal „ein Jeder einen besondern, individuellen Beruf, ein Amt haben, das seinen individuellen Anlagen und Fertigkeiten angemessen sein wird" — und demzufolge auch nicht fehlen darf, dass im Himmel „ein David und Klopstock herrliche Lobpreisungen Gottes anstimmen".

So sehr uns solche Extravaganzen Lavaters verstimmen mögen, so waren sie doch nur vorlaute Ergiessungen der tiefen Ahnung, mit der er Diesseits und Jenseits, Menschheit und Gottheit durch einander begriff. Und diese tiefe Ahnung ermöglichte, vielmehr veranlasste seine grossartigste Leistung, seine von 1775 bis 1778 erschienenen vier Folianten „Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe". Diese Riesenleistung, nur schon nach ihrem illustrierten Aufwand so gut wie unbegreiflich, ist gewiss nicht ohne Flecken, aber unvergesslich durch ihre Problemstellung, die wir aus dem menschlichen Dasein überhaupt nicht wegzudenken vermögen. Nicht umsonst, nicht zufällig beginnt Lavater seine eignen Darlegungen mit den physiognomischen Theorien von den Zeiten König Salomos bis auf seine Tage. Nicht ein Entdecker überhaupt, ein Mitstreiter wollte er sein in einem Kampf, der naturgemäss kein Ende kennt. Insofern Lavater aber darin eine besondere Stellung beanspruchen darf, ist dieselbe biblisch. Er hat sein Motto — „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde" — aus der Schöpfungsgeschichte genommen. Hier erkennen wir seinen Antrieb, seine Zielsetzung, einen Teil seiner Methode. Lavaters Mensch ist gottähnlich, dies sicher unvollkommen, vielleicht selbst entstellt, verdorben, heimgesucht, und trotz allem von ewiger Bestimmung. Sein Thema, aller Theologie entkleidet, ist im Titel seiner Einleitung wiedergegeben als „Würde der menschlichen Natur". Wir wollen nicht vergessen, dass er sich damit den grössten Vertretern des deutschen Idealismus beigesellte unnd eben dadurch in die Lage versetzte, ein Höchstmass von Objektivität zu erreichen. Man muss in das Denken

des grössten Genies der Objektivität, man muss in das Denken Leopold Rankes eingedrungen sein, um die grundlegende Bedeutung einer idealistischen Religiosität für die Ausbildung dieses höchsten Seelenvermögens zu ermessen. Denn wenn ein letzthin Würdiges in allen Menschen schlummert, so muss es zu entdecken sein in allen Völkern, Zeiten, Charakteren, und also auch in Freund und Feind. Ich zitiere zwei Charakteristiken Lavaters, wozu der Leser sich freilich die dazugehörigen Porträts vorstellen muss. Zuerst die Charakteristik Zwinglis, dann diejenige Ignatius von Loyolas — die des Reformators, dann die des Gegenreformators — zweier so gegensätzlicher Gestalten, als man sich denken kann — die unmöglich gleicherweise zu billigen und doch von Lavater gleichermassen verstanden worden sind. Folgendermassen lautet, mit belanglosen Weglassungen, die Charakteristik Zwinglis:

„Ernst, Nachdenken und männliche Entschlossenheit, Vielwissen ohne Ausdehnung, sich zusammenziehende Tatkraft, Bewusstsein seiner Erkenntnis ohne Spiegelung und Selbstgefälligkeit scheinen mir in diesem Gesichte auffallend zu sein. Bis zum Steifsinn gehender Mut in der, im Ganzen genommen, perpendikulären Stirn. Ernst und Nachdenken in diesen Falten, besonders im Uebergange von der Nase zur Stirn. Nasenloch und Spitze der Nase gemein, wenigstens in der Zeichnung! wie verschieden von Erasmus feindeutiger Beschnittenheit. Der Umriss der Oberlippe gewiss keiner gemeinen Seele. Desto gemeiner die rohe und nur hinten sich verfeinernde Unterlippe. Im Kinn mässige Festigkeit. Schauender, durchdringender Verstand im schrägen Augapfel. Güte in den Falten ums Auge, die der lächelnde Witz bildet. Die Geradheit des Ganzen ist auffallend".

Soweit die Charakteristik Zwinglis. Nun diejenige Ignatius von Loyolas:

„Eines der merkwürdigsten Phänomenen, Klippe und Charybdis unserer philosophischen Historiker. Von dem Kriegerischen ist noch Ausdruck genug übrig in diesem Gesichte; wo? in der Feste des Ganzen, dann im Munde und Kinn; aber der Umriss der Stirn ist nicht des kühnen, vordringenden Kriegers. Ueberschwenglich aber ist der frömmelnde, planmachende Jesuitismus über dieses Gesicht ausgegossen. Nur der Mund, wie er hier, ich vermuthe fehlerhaft, erscheint, hat in der Unterlippe vieles

Schwache; aber Stirn und Nase, besonders das Auge, dies zusinkende Auge, dieser durchblickende Blick, zeigen den Mann von Kraft, still zu dulden und still zu wirken, und weit und tief zu wirken durch Stille. Die Stirn hat geraumen Sitz für tausend sich kreuzende, verworfene und wieder ergriffene Anschläge. Der Mann kann nicht müssig sein, er muss wirken und herrschen. Die Nase scheint Alles von fern zu riechen, was für ihn und wider ihn ist; doch oben her, in diesem Bilde wenigstens, fehlt ihr viel von Grösse. So selten man frei offene, kühn bogige Augen finden wird, die der Schwärmerei ergeben sind, so selten solche Augen wie diese, die nicht in Schwärmerei versinken. Nicht, dass sie es müssen; aber unter gewissen Umständen, bei gewissen Veranlassungen ist es höchst wahrscheinlich, dass sie es werden. Und diese Umstände und Veranlassungen können wiederum natürliche Folgen gerade dieser Bildung und des Geistes dieser Bildung sein".

Wer sich mit den beiden zitierten Charakteristiken abgegeben hat, musste erkennen, dass Licht und Schatten wie von selbst abwechseln, dass zwei Gegner einfach zu Menschen wurden, dass feindliche Bestrebungen in einer höhern Einheit aufgegangen sind. Wer wollte unachtsam an der Tatsache vorübergehen, dass in der Zwinglistadt ihr Gegengenius in die ringende Menschheit einbezogen worden ist? Und das ist doch erst eine Seite von Lavaters physiognomischem Streben. Er wurde zwar nicht müde, die Geringheit seiner physiognomischen Kenntnisse, die Unsicherheit seiner Methode, die enge Bemessenheit ihrer Anwendungsmöglichkeiten zu verkünden. Nach seinem Geständnis in der Physiognomik selber verdankt dieselbe ihren Ursprung einem reinen Zufall. Lavater stand in Brugg am Fenster Johann Georg Zimmermanns, Friedrichs des Grossen späterm Arzt, und schaute auf einen vorüberziehenden Zug Soldaten nieder. Auf eine unwillkürliche Bemerkung Lavaters über einen der Vorüberziehenden fragte ihn Zimmermann, worauf sich diese Meinung gründe? Lavater antwortete: „Ich las es aus dem Halse", und fügt seiner Erzählung hinzu: „Dieses war eigentlich die Geburtsstunde meines physiognomischen Studiums". Wenn es sich wirklich so und nur so verhielt, so hat Lavater aus einem Zufall etwas Gewaltiges gemacht. Denn eine unstillbare Leidenschaft zwingt ihn, seine Beobachtungen und Fragen aus-

zudehnen über die Lebensalter und Geschlechter, die Stände und Berufe, die Zeiten und Völker, die Charaktere und Temperamente — Augen, Nase, Mund und Hände — Gebärdung, Kleidung, Gang und Stimme — das ganze Menschenreich und schliesslich auch das Tierreich: „Wir entfernen uns bisweilen von Menschen und untermischen Tiergestalten, nicht eben in der Absicht, um Aehnlichkeit mit Menschen herauszuzwingen. Vornehmlich möcht ich nur auf die Allgemeinheit der Physiognomie, auf die Stufenfolgen der Physiognomien, auf die Erhabenheit der Menschennatur über die Tiernatur und allenfalls erst zuletzt auf Aehnlichkeit von Tier- und Menschenzügen aufmerksam machen". Demzufolge erblicken wir unter dieser menschlichen Porträtgalerie auch Pferd und Bär, Hund und Katze, Tiger und Löwe, Maus und Affe. Aber es bleibt so, wie Lavater sagt: das sind nur Stützen für sein anthropologisches System. Mag dabei Lavater noch so oft im Unbestimmten, Unfassbaren bleiben, so müssen wir um der Wahrheit willen doch gestehen, dass er sich oft seherisch geäussert. Es grenzt ans Wunderbare, wenn man bei längerer Beschäftigung mit ihm gewahrt, dass er Zeitgenossen gegenüber die in ihnen schlummernden Gefahren, die ihnen bevorstehenden Katastrophen mit unbeirrbarer Intuition vorweggenommen hat. Vergessen wir auch nicht seinen höchsten und letzten Ehrgeiz: unser aller ewige Bestimmung durch all unsre Unvollkommenheit und Verderbtheit festzuhalten. Wahrhaft grossartig, was er einmal über die Sterbenden ausspricht: „Bei einigen Sterbenden, die nichts weniger als einen edlen, grossen oder erhabenen Charakter in ihrem Leben gehabt hatten, hab' ich einige Stunden vor ihrem Tode, bei einigen bloss einige Augenblicke vorher — die eine war im Delirio — eine unaussprechliche Veredlung ihrer Physiognomie wahrgenommen! Man sah einen neuen Menschen vor sich! Kolorit und Zeichnung und Grazie, alles neu, alles morgenrötlich! himmlisch!... unbeschreiblich edel — erhaben! Der Unaufmerksamste musste sehen, der Unempfindlichste empfinden. Ebenbild Gottes sah ich unter Trümmern der Verwesung hervorglänzen, musste mich wenden, schweigen und anbeten. Ja! du bist noch, Herrlichkeit Gottes, auch in den schwächsten, fehlervollsten Menschen — wenn das dürre Holz noch so blühen kann, wie wird's das grüne?"

Ein junger Elsässer, Ramond de Carbonnières, der in seiner tiefen Sympathie für die Schweiz viel für ihr Verständnis und ihr Ansehen getan, schrieb in einem Reisebericht: „Ich sah ohne besondere Empfindung zahlreiche berühmte Männer. Ihr Umgang versagte mir jene Art von Entzücken, das von ihrem blossen Namen auszugehen pflegt. Lavater allein hat meine Erwartung übertroffen. Es gibt wohl keinen Menschen mit brennenderer Phantasie und tieferer Empfindung. Er reisst fort, er überwältigt. Sein Ausdruck ist von naiver Volkstümlichkeit und dabei von einer Beredsamkeit, der niemand widersteht. Ich sah ihn zu Hause, in Geschäften und Zerstreuungen, immer fand ich ihn schlicht, gross, merkwürdig. Was man an seinem System und Werk kritisiere — die Zweifel schwinden, wenn man seine Stimme hört: man kann sein Freund nicht sein, ohne dass man sein Schüler wird". Es ist nötig, sich zu erinnern, dass Ramond, als er dies schrieb, zweiundzwanzigjährig war. Lavater hat allezeit die werdenden Menschen mehr als die reifen und abgeschlossnen angezogen. Das Verhalten Goethes ihm gegenüber wirkt als Abbreviatur eines allgemeinen Falles. Das stösst die Tatsache nicht um, dass Lavater zu den Zürchern gehört, die ihre Vaterstadt weltläufig gemacht haben. Unter den Schülern Johann Jacob Bodmers steht er nach Zeitpunkt und Temperament zwischen dem Idylliker Gessner und dem Pathetiker Pestalozzi als der weithin vernommene Prediger. Es ist allezeit etwas Verpflichtendes von ihm ausgegangen, wie er sich selber immer als Verpflichteten betrachtet hat. Sein stetes Ausschauen nach dem Unendlichen liess ihn dem heimatlichen Boden niemals untreu werden. Er hat sich durch Solidarität Bewunderung und Dankbarkeit gesichert. Als Zürcher und als Schweizer war er immer makellos: als junger Mann ist er mit Erfolg gegen einen ungerechten Landvogt aufgetreten, als reifer Mann wirkte er mässigend im unseligen Stäfnerhandel, am Ende seiner Laufbahn kämpfte er unerschrocken gegen die französische Vergewaltigung. Aber nicht nur in kritischen Momenten stellte er seinen Mann: er erlahmte nie in der friedlichen Pflege heimatlicher Institutionen. Er war ein förderliches Mitglied der Helvetischen Gesellschaft und beschenkte ihre Tagungen mit patriotischen Liedern, die das Entzücken der Zeitgenossen bildeten. Darüber hinaus bemerken wir in ihm eine bestimmte Psychologie, die

wir als vorzugsweise schweizerisch bezeichnen möchten. Lavater, der Sohn regierender Geschlechter, nennt als entscheidendes Kennzeichen moralischer Gesundheit „das immer gerechte, billige, gleichförmig gütige Betragen der Herrschaft gegen das Gesinde". Lavater, der Sohn Alt-Zürichs und der Alten Eidgenossenschaft, stellt das Einträchtig-Viele über das Gewaltsam-Eine: „Dreizehn Zünfte, dreizehn Kantone sind ein festeres Korps, als dieselben Staaten in Einem". Eine solche Perspektive erfüllt uns mit Lust, den ganzen Lavater mit neuen Augen abermals von Anfang bis Ende zu durchgehen. Statt dessen begnügen wir uns diesen Augenblick, uns im Geiste vorzustellen, was er war und wurde, was er erstrebte und erreichte, was er beteuerte und hielt. Dann wird uns auch klar, warum ihm die Teilnahme der Nachwelt nie völlig entglitt noch je völlig entgleiten wird. Kann man am zweiten Zentenar seiner Geburt etwas Schöneres von ihm sagen?